

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

10 Jahrgang.

Mittwoch, 29. Jänner 1930

Nr. 25.

Regierung stricke in Preußen.

Demokraten intrigieren gegen die große Koalition.

Berlin, 28. Jänner. Jetzt hat auch Preußen eine Regierungskrise, und zwar durch die Schuld der Demokraten, die den von der Sozialdemokratie anlässlich der geplanten Kabinettsumbildung vorgeschlagenen Abgeordneten König als Unterrichtsminister ablehnen, weil er Dissident und „nur“ Volksschullehrer sei. Die Demokraten suchen auf diese Weise das Zustandekommen der großen Koalition zu sabotieren, um ihre augenblickliche, in keinem Verhältnis zu ihrer Fraktionsstärke von 21 Mann stehende Vertretung im Kabinett mit drei Ministern auch für die Zukunft aufrechtzuerhalten. Auch die deutsche Volkspartei macht Schwierigkeiten und erklärt das Angebot des Ministerpräsidenten Braun auf einen Ressortminister und einen Minister ohne Portefeuille als keine ausreichende Grundlage für den Eintritt in die Regierung.

Der Ministerpräsident wird unter völliger Billigung durch die sozialdemokratische Fraktion die Verhandlungen mit den Parteiführern morgen fortsetzen.

Amerika droht mit Aufrüstung, wenn keine Einigung über die Linienfahrpläne zustandekommt.

London, 28. Jänner. (A.) Am Schluß seiner Rede, die der Führer der amerikanischen Delegation Stimson heute abends im Handsfunk hielt, erklärte er: „Ein Abkommen über die Kreuzer, Torpedobootzerstörer und U-Boote wird für einige Länder eine große Ersparnis bedeuten, für uns aber wäre die hauptsächlichste Ersparnis eine Herabsetzung des Linienfahrplänenprogrammes. Wenn in dieser Frage kein Einvernehmen erfolgt, werden wir in den nächsten sechs Jahren 200 Millionen Dollar für Linienfahrpläne und in den weiteren sechs Jahren dann 400 Millionen Dollar (13,5 Milliarden Kronen) ausgeben müssen.“

Italiens Parität abgelehnt.

Paris, 28. Jänner. Der Londoner Korrespondent des „Petit Parisien“ teilt mit, daß die gestrige Debatte zwischen den Hauptdelegierten der fünf Seemächte einen sehr stürmischen Verlauf hatte. Ministerpräsident Lardieu und Außenminister Briand protestierten in scharfer Weise gegen die Forderungen Italiens, die vom italienischen Außenminister Grandi vorgebracht wurden. Grandi stellte die Forderung nach einer absoluten Parität zwischen Italien und Frankreich auf. Die Mehrzahl der Konferenzdelegierten lehnte es jedoch ab, diese Parität anzuerkennen. Nach mehr als dreistündiger Debatte gelang es Briand, in die Verhandlungen etwas Beruhigung zu bringen, doch soll Grandi beabsichtigen, bei aller nächster Gelegenheit von neuem mit seinen Forderungen zu kommen.

Donnerstag findet eine Plenarsitzung statt, zu der auch Pressevertreter zugelassen werden. Es wurde beschlossen, die verschiedenen strittigen Fragen nach der alphabetischen Reihenfolge der Staaten zu behandeln, die Anträge stellen werden. Auf diese Weise kommen sämtliche Vor schläge Amerikas an erste Stelle.

Französische Truppenparade vor dem Thronpräsidenten?

Paris, 28. Jänner. Der „Populaire“ fordert den Kriegsminister Maginot auf, sich zu folgendem Vorfall zu äußern und eventuelle entsprechende Maßnahmen zu ergreifen: Im August vorigen Jahres habe das in Mainz liegende französische erste Infanterie-Regiment vor drei Zivilpersonen exerziert, die niemand anders gewesen seien als der Graf von Paris, Prinz Johann von Orleans, Präsident für den französischen Thron, sein Erzieher und Chef des Militärkabinetts des königlichen Hauses, General de Condreacourt und der damals noch nicht begnadigte tobalistische Schriftsteller Léon Daudet. Die Parade des Infanterieregimentes habe in Bensheim bei Mainz stattgefunden. Nach der Beendigung hätten einige Offiziere und zwei Unteroffiziere gemeinsam mit dem Regimentsobersten den drei Zivilisten den Gebrauch eines neuen Modells eines Selbstladegewehrs, das eingeklinkt werden sollte, erklärt.

Primo de Rivera gestürzt!

Der Chef der Militärkanzlei General Berenger sein Nachfolger.

Paris, 28. Jänner. (22 Uhr mitteleuropäischer Zeit.) Amtlich wird aus Madrid gemeldet, daß General Primo de Rivera demissioniert hat. Die für morgen einberufene Plenarsitzung der Nationalversammlung wurde auf unbestimmte Zeit vertagt.

Der Chef der Militärkanzlei des Königs, General Berenger, traf in Begleitung seines Bruders, der gleichfalls General ist, um 19.30 Uhr im königlichen Palais ein. Der Kabinettsrat dauerte um 19.45 Uhr noch fort. General Berenger wurde in der letzten Zeit allgemein als der wahrscheinlichste Nachfolger Primo de Riveras bezeichnet.

Madrid, 28. Jänner. Der König hat die Demission des Generals Primo de Rivera angenommen und den Chef seiner Militärkanzlei General Berenger mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut.

General Primo de Rivera verließ um 9 Uhr abends das königliche Palais und teilte den harrenden Journalisten den Wechsel mit. Dabei äußerte er sich in anerkennenden Worten über seinen Nachfolger, mit dem er noch heute nachts eine lange Unterredung haben soll.

Das Heer hat ihn im Stich gelassen.

Der Demission des Diktators, die durch Telegramme von der spanischen Grenze bereits mit ziemlicher Gewißheit für heute angekündigt worden war, gingen schieferhafte Beratungen Primo de Riveras mit dem Innenminister, dem Kriegsminister und dem Justizminister voraus; ebenso wurde der Gendarmenkommandant und der Militärkommandant von Katalonien sowie

Admiral Ribera zu Rate gezogen. Später wurde der Diktator und mehrere Minister vom König empfangen. Um 6 Uhr 30 begann dann der Ministerrat, der mit der Demission endete.

Augenscheinlich konnte sich der gestürzte Diktator auf Grund der bisher vorliegenden Berichte über das Ergebnis der unter den höheren Offizieren veranstalteten Abstimmung keinerlei Zweifel über die Lage mehr hingeben und hat deshalb das endgültige Ergebnis gar nicht mehr abgewartet.

Schlusswort Bischof Ins.

Prag, 28. Jänner. Im Budgetausschuß nahm heute zum Kapitel Verteidigungsministerium abschließend Minister Biskovský noch einmal das Wort, wobei er einleitend ziemlich alle Schlagworte verwendete, so z. B. daß man nicht allein unter Gerüsteten oder Rüstenden w e h r l o s d a s t e h e n , daß man nicht Sozialismus mit Schwandade oder persönlicher Anzulänglichlichkeit verwechseln dürfe usw.

Sich rechnete er es der Militärverwaltung an, daß sie schließlich auf ihre Mehrforderungen von 74 Millionen verzichtet und das Budget auf 1400 Millionen beschränkt habe. Der Anteil des Heeres am gesamten Staatsbudget betrage bei uns (samt Rüstungsfonds) 18,31 Prozent, in Ungarn 20, in Polen 31, in Rumänien 18,5 und in Frankreich 20,9 Prozent. Zur Einführung der verkürzten Dienstzeit hält die Militärverwaltung 8000 längerdienende Unteroffiziere für notwendig; 1929 gab es ihrer nur 3484. Die Militärverwaltung bereite ein Gesetz vor, wonach den längerdienenden eine einmalige Zuwendung von 400 bis 700 K beim Dienstantritt sowie Monatsgehälter von 400—480 K (außer Verpflegung, Bekleidung und Wohnung) gezahlt werden sollen. Die 55 Millionen für Übungen sind angeblich noch viel zu wenig; daher

werden auch heuer die Massenübungen auf drei Wochen verkürzt und mehr als 100.000 Reservisten die Übungen ganz nachgelassen werden.

Gesuche um Einreichung in die Ersatzreserve wurden im letzten Jahre 9744 eingereicht, von denen 6786 günstig erledigt wurden. Davon entfielen auf Familienerhalter 6188, auf Eigentümer landwirtschaftlicher Besitz 245, auf Besitzer von Geschäften und Gewerben 87, auf sonstige Gesuchsteller 266. Für Kasernenneubauten sind 55 Millionen präsumiert, die dem Rüstungsfonds entnommen werden.

Kleinstes wichtig sei die Frage der Abwehr gegen Fliegerangriffe und ihre planmäßige Organisation, die die Mitarbeit der Zivilbehörden und freiwilliger Organisationen erforderlich machen werde.

Im Jahre 1929 sanden im Dienst 18 Militärflieger den Tod.

Um Unglücksfällen nach Möglichkeit vorzubeugen, sei eine militärische Beratungsstelle für Flugicherheit geschaffen worden; auch die flugtechnische Versuchsanstalt sei in vollen Betrieb gesetzt worden.

Großes Gewicht legt der Minister auf die Vorbereitung der Umstellung unserer Industrie für den Kriegsfall. Deshalb würden alle Heereslieferungen im Inland vergeben und die Frage der Normalisierung und Typisierung allen Materials verfolgt, das für die Bedürfnisse der Armee in Betracht käme. Aus denselben Gründen würde auch die heimische landwirtschaftliche Produktion respektiert.

Im zweiten Teil seiner Rede ging Biskovský auf die Debatte ein. Er betonte dabei u. a., daß der Umfang der französischen Militärmission sich von Jahr zu Jahr verkleinere und

daß sie sich nunmehr bloß auf instruktive Aufgaben in den militärischen Schulen beschränke; hier werde sie noch eine gewisse Zeit notwendig sein. Die vor-militärische Erziehung bedeute kein Soldatenspielen der Soldaten; es handle sich lediglich darum, körperlich ertüchtigtes Material zu erhalten, das auch nach der moralischen Seite hin vorbereitet sei. Hinsichtlich der Dienstzeit erklärt Biskovský, sein Vorgänger Udrzal habe von der zweijährigen Frist zur Einführung der Verkürzung nur bedingt gesprochen unter der Voraussetzung, daß man genügend Unteroffiziere zur Verfügung habe. Für das Flugwesen werde zu wenig aufgewendet; alle erprobten Geldmittel würden in Sinkflug in erster Linie für das Flugwesen zur Verfügung gestellt werden. An Rollanungsplätzen wurden bisher etwa 300 in Aussicht genommen, die jetzt sachmännlich überprüft werden.

Berichterstatter Cerny (Agrarier) drückte den dringenden Wunsch aller Parteien aus, daß die Dienstzeitverkürzung endlich durchgeführt werde; es sei allgemein anerkannt, daß die Herabsetzung der Dienstzeit die Wehrfähigkeit der Armee nicht tangiere.

Dann wurde das Kapitel Innenministerium

in Verhandlung gezogen. (Ausgaben 691 Millionen, um 18 weniger als im Vorjahr.)

In der Debatte erklärt Bergmann (sch. Nat.-Soz.), daß das Prager Landesamt mit seinen 1 1/2 Millionen Allen jährlich ein administrativ unbeherrschbares Monstrum sei. Das Wachstum des Verbrechertums in Prag sei bedenklich: im Jahre 1923 gab es 3200 unauferlegte Fälle, im Jahre 1929 dagegen 11.000. Dabei wurde die Sicherheitsabteilung in der Prager Polizeidirektion von 140 auf 104 reduziert.

Von deutschen Rednern sprachen Reib, Mahr, Harting und Aska.

Kongreß der Hlinkapartei.

Dienstag vormittags traten in Rosenberk in der Slowakei unter Vorsitz Hlinkas 250 Delegierte der Slowakischen Volkspartei zu einem Kongreß zusammen. Das politische Referat hielt Hlinka selbst. Zum Zukunftsprozeß erklärte er, der Prozeß habe bewiesen, daß die Idee der Autonomie der Slowakei aus slowakischen Stöpseln stamme; die slowakische Volkspartei sei von dem Verdacht gereinigt, als ob sie den Autonomiegedanken von Ungarn übernommen habe. In seinen weiteren Ausführungen beschäftigte sich Hlinka mit Fragen des autonomen, katholischen und slowakischen Blocks, welche Idee die Partei weiter verfolgen und um deren Verwirklichung sie sich weiter bemühen werde. Der Kongreß genehmigte die neue Organisationsordnung, die einen zwölfgliedrigen Vorstand und einen sechziggliedrigen Exekutivsausschuß vorsieht. Zum Parteivorstand wurde wieder auf drei Jahre Hlinka gewählt, obwohl er erklärt hatte, daß er auf diese Stelle nicht mehr reflektiere.

Um den katholischen Bloß.

Solange der Klerikalismus bei seinem Machistreiben ungehindert alle Register jesuitischer Demagogie aufziehen und dabei mit der Religion Mißbrauch treiben kann, ist er imstande, größere Scharen gläubiger Menschen in seine politische Gefolgschaft zu bringen. Wohl hat bei uns der nationale und staatliche Umsturz die wichtige Aufgabe der Zurückdrängung des klerikalen Einflusses im staatlichen und gesellschaftlichen Leben ungelöst gelassen, er hat die rechtzeitige Trennung der Kirche vom Staate verjährt, aber es genügt schon die etwas liberalere Schulgesetzgebung, die Befreiung der Schule vom argsten klerikalen Druke, um die schwarzen Heerscharen zu einer Agitation zu veranlassen, durch die der Unkundige und Unerfahrene die Ueberzeugung gewinnen mußte, jeder Katholik sei in der Tschechoslowakischen Republik den schrecklichsten Martyrium ausgesetzt und jedes Kind werde in der Schule zielbewußt und planmäßig zum Verbrecher ohne sittlichen Halt erzogen. Zur Mitregierung im Staate gelangt, genügte dann einige wenige Jahre, um große Schichten der mit den Mitteln verlogenen jesuitischen Seelenfanges gelaperten Wähler abzustößen. An der Art dieses Mitregierens zeigte sich sowohl der antisoziale, volksfeindliche Charakter der klerikalen Parteien wie der katholischen Kirche, und die in hellen Haufen enttäuscht sich verlaufenden ehemaligen klerikalen Wähler bereiteten dem politischen Heerbann der Kirche bei den letzten Parlamentswahlen eine größere Niederlage, als er sich und seinen ihm verbliebenen Anhängern bisher einzugestehen wagte.

Seither hat der Klerikalismus seine Bemühungen aufs äußerste gesteigert, um die erlittene böse Schlappe wettzumachen und die possierlichen oppositionellen Mägen der deutschen Christlichsozialen, die, noch über und über mit den in jüngster Zeit verübten Sünden und Verbrechen beladen, auf einmal, weil keine andere Rolle für sie übrig geblieben ist, die reinsten Tugendbolde mimen wollen, sind ein Teil dieser Bemühungen. Weit wichtiger als dieser politische und tattische Szenenwechsel, der bisher nur Seiterteil über die miserabel agierende Komödiantenschau hervorrufen konnte, ist aber den Inspiratoren der klerikalen Politik die endliche Verberührung der „katholischen Einigkeit“. Wie, wird mancher fragen, die Klerikalen sind untereinander uneinig? Der katholische Glaube, die angeblich alle Menschen mit gleicher Liebe umfassende christliche Religion, sie haben bisher nicht einmal die berufenen Streiter für das klerikale Ideal zu einigen vermocht? Hört man denn nicht täglich die wunderbaren Wirkungen der christlichen Solidarität preisen, die reich und arm im Zeichen des Glaubens versöhnen und sogar den schlimmsten Ausbeutern Sinn für Gerechtigkeit und Menschlichkeit beibringen will? Erfüllt denn das Katholische, das den Kampf der Sozialisten um eine neue, bessere Weltordnung überflüssig machen und die Menschheit in eine auf Paradieseswiesen weidende Herde von friedlichen Schafchen zu verwandeln verspricht, so schlecht seine Aufgabe, daß bisher nicht einmal die im vordersten Treffen stehenden Streiter für die katholische Sache solidarisch sind?

Scham, trete zurück, denn es muß gesagt werden: Nein, die klerikalen Parteien bei uns sind nicht einig, es umschlingt sie noch immer nicht das Band der christlichen Solidarität, vielmehr gehen die fünf klerikalen Parteien, die es in der Tschechoslowakischen Republik gibt, einzeln und oft genug feindselig gegen die anderen ihre Wege. Allerdings, handelte es sich um die Durchsetzung kultur- und volksfeindlicher, reaktionärer und antisozialer Maßnahmen, dann fanden sie noch immer den Weg zueinander, aber von einer einheitlichen Politik zwischen tschechischen und deutschen Klerikalen konnte nicht einmal in der Zeit gesprochen werden, da sie gemeinsam in der Regierung saßen. Von der slowakischen Volks-

partei, den Cirkulanten, den deutschen und ungarischen Christlichsozialen gar nicht zu sprechen. Oft und oft haben die deutschen Christlichsozialen die Klage erhoben, daß gerade ihre vom Monsignore Sramel befehligte tschechische Bruderpartei sich in nationaler Hinsicht am feindseligsten und geschäftigsten erwies habe, daß sie unter allen tschechischen Parteien die chauvinistischste sei, die der Zusammenarbeit zwischen den nationalen Gruppen des Merkantilismus die größten Schwierigkeiten entgegensetze. Scharfe Gegensätze bestanden und bestehen auch zwischen tschechischen und slowakischen Merkantilen, in jüngster Zeit hat Herr Sramel seinem Bruder in Christo sogar auch noch Vause in den Pelz gesetzt, indem er in der Slowakei eine Filiale seiner Partei gründete, welche auf slowakischem Boden und bei der slowakischen Kundschaft der Hlinkapartei unläutere Konkurrenz bereiten soll. Mit Reid und Mißbehagen blickten die deutschen Christlichsozialen auf das Entstehen eines agrarischen und eines sozialistischen Bloßs, die beide während der Wochen der Regierungsbildung deutlich und wirksam in Erscheinung traten, während von einem katholischen Bloß, der doch dank der sagenhaften christlichen Solidarität als erster hätte auf dem Plane erscheinen müssen, nichts zu sehen war. Schließlich mußten die Mahr-Harting und Hilgenreiner sogar zusehen, wie sie von den tschechischen Merkantilen im Stiche gelassen und aus der Regierungsmehrheit kaltblütig ausgeschafft wurden, während Herr Sramel in der Regierung verblieb, ohne daß ihm das weitere Schicksal seiner deutschen Glaubensgenossen irgendwie zu Herzen gegangen wäre.

Dieser aus dem Bankrott der christlichen Solidarität fliehende Jammer ging dem Prager Erzbischof Kordač nahe und er erließ eine Weihnachtsbotschaft. Wenn die katholische Hierarchie in der Zeit der weihnachtlichen Friedensbotschaft vom Frieden salbadert, dann meint sie natürlich Kampf. Und auch die Weihnachtsbotschaft des Prager Erzbischofs verfolgte nur den Zweck, den Merkantilen Machtkampf besser zu organisieren, das Meer der schwarzen Streiter in einer einheitlichen Front zusammenzuführen. Nebenbei erfuhren dabei alle diejenigen, die es noch nicht wußten, wer die eigentlichen Führer des politischen Merkantilismus sind, das ist die katholische Hierarchie und mit ihr die Geistlichkeit, die sofort in sieben Vikariaten des Prager Erzbistums sich der Weihnachtsbotschaft ihres Borgesehten anschloß. Daß tschechische und deutsche Merkantile sich über die nationalen Schranken hinweg nicht auf einer gemeinsamen politischen Richtlinie zu finden imstande sind, obwohl der butterweiche Nationalismus der Partei Mahr-Hartings es den tschechischen Brüdern wahrlich nicht schwer macht, das hätte den Herrn Kordač noch nicht in Bewegung gesetzt, aber daß Sramel nicht einmal mit Hlinka, die nach tschechischer Lesart doch einem und demselben Volke angehören, sich finden konnten, das ging ihm nahe, denn das bedeutete, wie er richtig empfand, das völlige Fiasko des Katholizismus, in dessen Reihen nicht einmal so viel von seiner versöhnenden, einigenden Kraft zu spüren ist,

daß es nicht im entferntesten mit der im „grünen“ und „roten“ Lager wirkenden Kraft des internationalen Gedankens in Vergleich gezogen werden kann. Der Herr Erzbischof riet also zu einem Zusammengehen der tschechischen und slowakischen Merkantilen und seither spricht man wieder einmal, wie schon öfters früher, von der Bildung eines katholischen Bloßs, in den auch die deutschen Christlichsozialen eingeschlossen werden wollen.

Damit scheint es aber trotz wochenlangender Verhandlungen seine guten Wege zu haben. Vergeblich ließen bisher die deutschen Christlichsozialen ihren Ruf nach einem internatio-

nen Zusammenschluß aller Merkantilen Parteien erschallen, — es will damit nicht vorwärts gehen. Herr Prälat Sramel denkt nach wie vor in erster Linie an sich und seine Partei, er bleibt ruhig in der Regierung sitzen, die er um seiner slowakischen und deutschen Glaubensmitstreiter nicht zu verlassen gedenkt, auch will er nicht um seiner lieben Nächsten willen auf ein so gutes Werbemittel, wie es der Nationalismus ist, verzichten. Sollte wirklich, nachdem der katholische Glaubensgenosse so gründlich versagt hat, auch ein Bischofswort auf die streitenden, uneinigigen Gläubigen keine Kraft mehr ausüben? ...

Zur Gehaltsfrage der Staatsangestellten und Lehrer.

Von Hans Neumann, Ruffig.

Das Um und Auf des Staatsangestelltenproblems ist heute die Bedeckungsfrage. Zwar sind manche noch der Meinung, es sei lediglich Sache „der Herren da oben“ sich den Kopf darüber zu zerbrechen, woher sie die Bedeckung für die zeitgemäße Erhöhung der Bezüge der Staatsbeamten und Lehrer nehmen, aber ich halte diese Meinung, betrachtet unter dem Gesichtswinkel unserer heutigen Wirtschaftslage, für durchaus unrichtig.

Heute müssen wir etwas volkswirtschaftlicher denken und urteilen. Wenn Finanzminister Dr. Engliš in seinem Exposé u. a. sagte: „Ich habe keine Bedeckung für die erhöhten Bezüge der Staatsangestellten, ich kann aber bei der heutigen krisenhaften Lage keine neuen Steuern und Abgaben einführen, noch auch neue Staatsanleihen auslegen, ich appelliere vielmehr an die Staatsangestellten, mir bei der Lösung der schwierigen Bedeckungsfrage behilflich zu sein“, so ist dies nicht rundweg von der Hand zu weisen schon aus dem einleuchtenden Grunde nicht, weil wir schon bei jeder Gehaltsregelung, die durch Einführung neuer Steuern zustande gekommen ist, die Erfahrung gemacht haben, daß dieser Regelung sofort eine Teuerungswelle auf dem Fuße gefolgt ist, da die neuen Steuern von den Industriellen, Gewerbetreibenden, Landwirten, Händlern usw. auf uns Konsumenten abgewälzt worden sind, zumeist noch mit einer Abrundung nach oben, so daß eine solche Gehaltsregelung über kurz oder lang wieder durch die Teuerung überholt war.

Es kann uns Sagisten daher nur sympathisch sein, wenn die Bedeckung für eine zeitgemäße Befoldung aller Staatsangestellten innerhalb des Staatsbudgets gefunden werden soll. Wir haben deshalb die moralische Pflicht, den Appell des Herrn Finanzministers nicht ungehört verhallen zu lassen, auch deshalb nicht, damit nicht etwa beim Suchen nach der Bedeckung innerhalb des Staatsbudgets Wege gegangen werden, die sich vielleicht in anderer Weise uns gegenüber sehr unangenehm auswirken könnten.

Es sei mir daher gestattet, im Nachfolgenden auf solche Bedeckungsmöglichkeiten etwas näher einzugehen. Das letzte Gehaltsgesetz Nr. 103-104 vom Jahre 1926 war und ist heute noch ein Höhepunkt aller Gehaltsgesetze, die wir innerhalb der letzten vier Jahrzehnte erlebt haben. Für diese Behauptung, die vielleicht mancher „Freund“ der „unerfährlichen“ Staatsangestellten und Lehrer als kühn bezeichnen dürfte, sei hier gleich der zahlenmäßige Beweis erbracht. Ich halte mich dabei an die amtlichen Ziffern des statistischen Staatsamtes, entnommen der „Třetí přehleda československé republiky, vydané

Statistik statistickým úřadem“ d. i. 3. Handbuch der tschechoslowakischen Republik, herausgegeben vom statistischen Staatsamt. Dort heißt es ziffernmäßig genau wiedergegeben:

Der Personalaufwand für die Staatsangestellten (ausschließlich jener in den staatlichen Unternehmungen) betrug im Jahre 1925 — also vor dem Inkrafttreten des Gehaltsgesetzes 103-26 4.505.388.000 K. Dieser Aufwand hat sich nach Geltendmachung des samosen Gehaltsgesetzes 103-26 im Jahre 1926 um 367.523.000 Kronen vermindert. Diese Verminderung hat sich 1927 nicht etwa nur wiederholt, sie ist vielmehr auf 432.255.000 Kronen gestiegen und betrug im Jahre 1928 — mna höre und staune — 803.976.000 Kronen. Und zur „Bedeckung“ dieses Gehaltsgesetzes hat sich die damalige Finanzverwaltung, und das ist die Krönung der Leistung, von den gesetzgebenden Körperschaften neue Steuern und Abgaben bewilligen lassen, welche jährlich etwa 700 Millionen abwerfen, die aber, wie aus den Rechnungsabzählungen ersichtlich ist, für andere Zwecke verwendet wurden. Man hat also uns Staatsangestellte und Lehrer um folgende Beträge verürzt: Im Jahre 1926 um 367.523.000 Kronen, im Jahre 1927 um 432.255.000 Kronen, im Jahre 1928 um 803.976.000 Kronen; ferner um drei Mal 700 Millionen ist gleich 2.100.000.000 Kronen. Zusammen um 3.703.754.000 Kronen, das sind schon mehr als drei Viertel des gesamten jährlichen Personalaufwandes für die Staatsangestellten, die mit Zug und Recht sagen können, das sind unsere Gelder!

Und wenn nun der Herr Finanzminister Dr. Engliš in seinem letzten Exposé zwar anerkannt hat, daß die Staatsangestellten eine Aufbesserung verdienen, er aber andererseits hierfür keine Bedeckung wisse, weil er als Finanzverwalter dieses Staates keinerlei neue Steuern auslegen könne, nachdem im Vergleich zu den Nachbarstaaten unsere Steuerlast schon allzu stark belastet ist und er als verantwortlicher Säckelwart des Staates unter allen Umständen die Stabilität und das Gleichgewicht im Staatshaushalte aufrecht erhalten müsse, was gewiß anerkanntenswerte Grundzüge sind, so müssen wir laut und deutlich auf die erwähnten Ziffern verweisen, um die der Personalaufwand ansteigend gekürzt worden ist, und müssen erklären: bis hierher und nicht weiter, denn wohin kämen wir, wenn die Progression dieses Abbaues? Ja, wir müssen verlangen — und hierin erwarten wir die verständnisvolle Unterstützung der Volksvertreter — daß jene Staatsressorts, denen die uns gebührenden Gelder bisher zugewiesen sind, in den nächsten Jahren in gleicher Höhe Sparmaßnahmen vornehmen und daß diese Beträge nur für die Aufbesserung der Staatsangestellten verwendet werden. Solcherart hätte man die Bedeckung für eine

anständige Befoldung aller Staatsangestellten auf Jahre hinaus. Und nur mit einer anständigen Befoldung können wir uns zu Frieden geben, denn eine Gehaltsaufbesserung, wie sie dem Herrn Finanzminister Dr. Engliš vorschwebt, die uns schrittweise nur soviel mehr gibt, als wir durch den Abbau des Mieterschatzes an Wohnungszins mehr leisten müssen, lehnen wir rundweg als unser unwürdig ab. Damit scheint übrigens auch Herr Dr. Engliš gerechnet zu haben, denn in seinem letzten Exposé setzt er sich mit dem Problem der Staatsangestelltenfrage wiederholt auseinander und kommt auf der Suche nach einer Bedeckung ohne Neueinführung von Steuern zu dem Ergebnis, daß sie sich durch Deconomisierung und Rationalisierung der Staatsverwaltung finden ließe und appelliert hierbei an die Staatsangestellten, ihm nach dieser Richtung behilflich zu sein. Herr Dr. Engliš hat sich nicht weiter darüber geäußert, was er unter diesen zwei Schlagworten versteht. Will er etwa dem hl. Bürokratismus, der freilich schon schweres Unheil auch in der Finanzverwaltung angerichtet hat, zu Leibe rücken? Es wäre sehr an der Zeit und der Dank aller Gerechten wäre Herrn Dr. Engliš gewiß, aber es steht zu befürchten, daß eher dieser zähe Heilige mit Dr. Engliš fertig wird, als umgekehrt Dr. Engliš mit ihm. Oder soll man unter Deconomisierung in diesem Falle größtmögliche Sparsamkeit im Beamtenmaterial (keine Neuschulungen, Abbau u. dgl.) verstehen und in der Rationalisierung die Verteilung der Arbeitsmenge auf weniger Beamte, die man dafür besser bezahlt? Man hat ja erst vor kurzem in der Tagespresse lesen können, wie hohe Gerichtsbeamte eine ähnliche Rationalisierung mit dem völligen Zusammenbruch ihrer Nerven bezahlt haben.

Bei dieser Betrachtung reizt es einen unwillkürlich die Frage zu stellen: Wie wäre es denn, wenn man es mit der Deconomisierung und Rationalisierung beim Militarismus versuchte? Dieser Wolsch verschlingt hierzulande mehr als unserem Staate zuträglich ist. Wenn es wahr ist, was eine Zeitung kürzlich schrieb, daß ein Schuß aus einem ganz modernen Stobageschütz einschließlich Abnutzungskalkulation zirka 40.000 Kronen kostet, dann kommen wir zu dem traurigen Schluß, daß man im Reiche des Kommerzius einen Lehrer keinen Schuß Pulver wert findet. Und wenn man hierzulande den Militarismus „Rühmichnichtan“ ansieht, nun wie wäre es mit dem Kapitalismus? Der Herr Finanzminister sprach ja auch von der Notwendigkeit die Steuerreform zu heben. Diese Epistel war sicherlich nicht an die Staatsangestellten und Lehrer gerichtet, die ihre Einkünfte bis auf den letzten Heller ehrlich versteuern. Die Steuerreform ist eine überaus weit verbreitete Krankheit, die vornehmlich bei den „Oberen Zehntausend“ grassiert, bei den Großbanken und den mit ihnen verbundenen Großindustriellen, von denen es alle Späßen auf den Dächern pfeifen, daß sie sich nicht nur eigene, aus dem Staatsdienst übernommene fiskalische Beamte, sondern ganze Büros halten, welche die Aufgabe haben, dem Staate bei der Besteuerung ein anständiges Schnippchen zu schlagen. Diesen solcherart prächtig hergerichteten Unterbilanzen bei den „Oberen Zehntausend“ sind die ungeheuerlichen Steuerstände zu danken, die ungezählte Milliarden ausmachen sollen, ein Born, der sicherlich durch geeignete Maßnahmen des Staates, wenigstens nach und nach zum Fließen gebracht werden könnte. Man sieht, daß es an Bedeckungsmöglichkeiten innerhalb des Budgets und ohne neue Steuern nicht mangelt.

Ich oder — Ich?

Roman von Herman Hilgenborff.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

15)

(Nachdruck verboten.)

Er dachte an die Frau, die er hatte küssen wollen, und er mußte Sekundenlang die Augen schließen, um den wilden Schmerz zu verbergen. Und ganz plötzlich setzte die Reaktion in Lestmann ein. Er wollte nicht mehr kämpfen ... Die Verhöre ... Die Konfrontationen ... Zeugen ... Gestehen ... Er wollte gleich gestehen. Dann war die Sache vorbei ... Der Traum zersprungen ... Aus der Blume des Abenteurers troch der häßliche Wurm ... Kommissar Longinus erhob sich von seinem Sessel. Eine große Erscheinung mit mächtigen Schultern. Das Gesicht fast vieredig. Eine gewaltige Stirn wie eine Mauer. Darunter kluge, große und scharfe Augen.

Er schritt auf Lestmann zu und Lestmann hatte das Gefühl, als schritte das Schicksal auf ihn zu.

Er wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Er entscherte die Waffe in seiner Tasche fast gegen seinen Willen. Dann riß er sie hervor ... doch er schoß nicht ... Er reichte sie dem Kommissar.

„Es ist ja doch alles zwecklos ...!“ Seine Bewegung war müde und der Glanz in seinen Augen war erloschen. Er ähnelte dem Lestmann wieder, der sich damals auf der Polizeiwache selbst stellen wollte ... Am den Mund des Kommissars flog ein leichtes spöttisches Lächeln.

„Ja, es ist alles zwecklos ...“ Er wog einige Sekunden nachdenklich die Waffe in der Hand und sagte plötzlich: „Eine schöne Waffe ... eine sehr schöne Waffe ... Eine Luxus-

ausgabe von Wbleh ... Der Herzog von Erminster erschloß mit der gleichen Ausgabe den verächtlichen Einbrecher Lorinsfeld in seinem Palais, den er beim Einbruch überraschte ... Ich hielt mich damals zum Studium der englischen Verhältnisse in Scotland Yard auf ... Der Kommissar lächelte in der Erinnerung ein wenig vor sich hin und reichte die Waffe Lestmann zurück.

Lestmann vergaß fast die Waffe anzunehmen, so seltsam erschien ihm das Benehmen des Kommissars. Der aber fuhr fort: „... und trotzdem hat der Herzog von Erminster den berüchtigten Lorinsfeld nicht getötet ... trotz der Wbleh-Kugel im Herzen Lorinsfelds ...“

„Wie?“ fragte Lestmann ganz mechanisch. Was interessierte ihn diese ganze Geschichte überhaupt? Warum erzählte sie dieser Kommissar, der noch den Eindruck eines müßigen Schwäpers machte.

„Wie?“ ... Nun, weil Lorinsfeld schon so viel tödliches Gift in seinem Körper trug, daß dies Gift fast im gleichen Augenblick tötete, wie die Kugel des Herzogs. Ein Komplize, der ihn haßte, hatte ihm kurz vor dem Einbruch das Gift gegeben. Er bot ihm aus seiner Taschensflasche vergifteten Whisky ... Ja, der Herzog hatte das Leben Lorinsfelds nicht auf dem Gewissen, obgleich es ihm hätte auch nicht sehr belasten können. Dieser Lorinsfeld hätte längst den Strang verdient ...

„Warum erzählt er mir dies nur ... Warum?“ ... Warum?“ fragte sich Lestmann, ohne sich eine Antwort geben zu können, und starrte noch immer voll Grauen auf den Wbleh, den ihm der Kommissar zurückgegeben hatte. Der Kommissar zeigte jetzt auf den Revolver:

„Diese Waffe ist unnützlich, Herr Kommissar! Sie haben recht, zwecklos ...! Das ist das richtige Wort, denn sie kann Sie nicht mehr gegen den

rabiaten Lestmann schützen ... vor dem Sie gewiß durch hatten ...“

„Gewiß! Gewiß!“ stöhnte Lestmann und drehte den Revolver hin und her. Er wagte nicht, seine Augen auf den Kommissar zu richten. „... dieser Lestmann ist nämlich während des Transportes von der Polizeiwache bis zum Präsidium ... entflohen!“

In Lestmanns Gesicht schoß jäh und fast schmerzhaft eine Blutwelle.

„Er ist entflohen?“ leuchtete er.

„Ja, und hat damit den Beweis erbracht, daß er wirklich ... Lestmann ist! Ich bitte Sie daher um Entschuldigung, Herr Kommissar, daß wir Sie bemüht haben ... aber die Vorschriften, ach, die Vorschriften!“

Er machte eine kurze Verbeugung vor Lestmann und trat an seinen Schreibtisch zurück.

Baul Lestmann verließ mit fast schwankeuden Schritten den Raum des Kommissars.

Der Kommissar stand am Fenster, als Baul Lestmann in sein Auto stieg. Er murmelte einige Worte vor sich hin, und als sein Sekretär fragte, ob er ihm einen Auftrag erteilt habe, sagte der Kommissar:

„Rein, ich sagte nur, daß man einen Verbrecher nicht gleich beim ersten Zugriff festhalten muß ...“

Dann setzte sich der Kommissar an seinen Schreibtisch und griff nach der Mordakte „Lorinsfeld gegen unbekanntem Mörder“.

9. Kapitel.

Ich liebe dich!

„Der Herr Kommissar wird gleich erscheinen!“ sagte Johann, der mit der ihm eigenen Lautlosigkeit die Tür des Empfangszimmers geöffnet hatte und nun unbeweglich, statuenhaft und unlebendig wie eine Holzfigur in der Tür stand. „Es ist gut!“ antwortete Junge v. Grabow

und drehte Johann brüsst und unliebenswürdig den Rücken zu. Sie starrte unbeweglich in den Park. Nur an dem leichten Juden ihrer Schultern erkannte Leon von Grabow, ihr Vater, daß ihre Erregung sich nicht gemindert hatte.

Johann verschwand wie eine Marionette hinter der sich schließenden Tür.

„Du brauchst keine Antipathie gegen Benno nicht auf die Dienerschaft übertragen ...!“ sagte ihr Vater mit einer müden und stumpfen Stimme.

Leon von Grabow sah alt und verfallen aus. Sein Gesicht war von alten, abgestorbenen Leidenschaften verwüstet. Es war fahlig, greisenhaft. Die Augen lagen schwach und glanzlos hinter Tränenläden. Sein Körper war ungesund und aufgeschwemmt. Er glück dort im Klubessel einer fetten, häßlichen Kröte.

Der schwache, letzte Glanz, der höchst selten in den Augen aufleuchtete, war nichts als der letzte ängstliche Lebenswille des Egoisten.

Junge von Grabow wandte sich mit einem Rud um. Sie war das völlige Gegenteil ihres Vaters. In den großen mondelförmigen Augen brannte ein starker und fester Wille. Ihre roten, schwellenden und ungesättigten Lippen zuckten erschrecklich, und die feinen Nasenflügel bebten vor verhaltener Erregung. Der junge schlaffe Hals verließ sich in einer hoch sitzenden, starren Mähnenbrust, über die sich bei jedem Atemzug die bernsteinfarbene Seide ihres Kleides spannte.

Die schwarzen vollen Wimpern hoben sich wie ein Vorhang auf, und heiße ungezähmte Augen flammten ihrem Vater entgegen.

Unwillkürlich rief Leon von Grabow aus:

„Du bist sehr schön ...!“

Der Zug der Verachtung um Junes Mund verstärkte sich so, daß ihr Vater unwillkürlich zusammensackte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein interessantes Experiment der künstlichen Regenzeugung wurde am Freitag auf dem New Yorker Flughafen Schiphol mit zwei Höfflerflugzeugen unternommen. Auf Grund einer im Laboratorium des Professor Neeson in Leyden erprobten Erfindung des Technikers Beeraart nahmen die beiden Flugzeuge in Jutesäcken 2000 Kilogramm pulverisierten Eises mit, das auf minus 100 Grad Celsius abgekühlt war. Sie stiegen auf etwa 3500 Meter Höhe zwischen Harlem und Amuiden und warfen dann den Eisballast ab. Da die Bevölkerung zu dünn war, kam es wohl zu einer starken Nebelbildung, aber nicht zur Bildung von Regenwolken. Das Experiment wird in den nächsten Tagen wiederholt werden.

Kriegerische Schädenerklärung gegen Schalsjapin. Ein rumänischer Impresario überreichte in Bukarest eine Klage gegen den berühmten Passagier-Schalsjapin, der dieser Tage in Bukarest aufgetreten wird. In der Klage werden 500.000 Lei als Schadenersatz dafür gefordert, daß der Künstler einen Vertrag mit dem Kläger nicht einhielt.

Kagen fressen die Leiche ihrer Herrin. Wie die Blätter aus Szegedin melden, wurde dort in einem Schuppen die furchtbar verfallene Leiche einer 75jährigen Bettlerin aufgefunden. Die Frau war schon vor 14 Tagen gestorben. Hiesige Kagen, mit denen sie seit Jahren zusammenwohnte, haben, da sie die verpesterte Schöne nicht verkraften konnten, in ihrem Hunger die Kleidmagen und den Oberkörper der Leiche bis auf die Knochen abgefressen.

Zwei Standesämter teilen sich in Zwillinge. Frau Kimbert in Graval bei Dieppe lag in ihrer Wohnung im Wochenbett und brachte einen strammen Jungen zur Welt. Die Hebamme bemerkt jedoch, daß noch ein weiteres Kind unterwegs war und riet, da schon die erste Geburt ziemlich schwer war, die junge Mutter schlennigst im Krankenwagen ins Entbindungshaus nach Dieppe zu bringen. Als aber das Auto durch Neuschattel fuhr, hatte die schlechte Straße bereits als Geburtshelfer gewirkt, und Frau Kimbert brachte in einem kleinen Hotel ein reizendes Mädchen zur Welt. Folge: Papa Kimbert hatte das Vermögen, die Anmeldung seiner Zwillinge auf zwei Standesämtern vorzunehmen zu müssen.

Der Schuß im Strauß. Strauße sind bekanntlich die Schrecken der Zoologischen Gärten. Sie besitzen offenbar kein Unterscheidungsvermögen für Dinge, die verdaulich und unverdaulich sind, und ihr Geschmack ist so weitherzig, daß ihnen offenbar alles mundeit. Man hat infolgedessen schon die seltsamsten Dinge im Magen eines Straußes gefunden. Strauße enden meist infolge irgendeiner Magenkrankung. Kürzlich starb im Zoo in Melbourne ein Strauß und als man seinen Magen öffnete, fand man darin zwei Weichgitarrenschalen, haufenweise Münzen und Knöpfe, einen silbernen Weisfist und schließlich einen gut erhaltenen Rinderschul, den der Strauß wahrscheinlich einem allzu neugierigen kleinen Besucher vom Fuß gerissen haben muß.

Vergeßliche Kerze. Zwei Wiener Ärzte wurden vom Gericht zu sechs und drei Monaten Zuchthaus verurteilt, jedoch in der zweiten Instanz infolge mildernder Umstände freigesprochen. Sie hatten bei einer Operation im Magen einer Patientin ein Operationsstück von etwa einem Centimeter liegen lassen. Trotz der günstig verlaufenen Operation verschlechterte sich darauf der Zustand der Kranken zusehends, so daß ein neuer Eingriff vorgenommen werden mußte, bei dem das vergessene Stück bemerkt wurde.

Seeräuberei als Industrieunternehmen.

Shanghai, im Jänner. (Eig. Bericht.)

Der Mechanisierungsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft erreicht nicht nur ihre Tiefen, sondern auch bereits die äußersten Ausläufer dieser Tiefen. Nicht nur die Verbrecherwelt der amerikanischen und europäischen Großstädte handelt nach den Gewohnheiten der bürgerlichen Welt, selbst ein so romantisches Gewerbe wie die Seeräuberei hat den Schimmer des Außergewöhnlichen verloren und ist zu einem mächtigen Industrieunternehmen geworden. Die Zeiten sind vorbei, in denen während einsamer Fahrt auf dem Ozean ein geheimnisvoller Segler auftauchte, in Schanzweite die schwarze Flagge mit dem Totenkopf hißte, nach einigen Geschützsalven zu entern suchte, in wütendem Kampf Mann gegen Mann Besatzung und Passagiere erschlugte und das Schiff nach einem wilden Gefolge, wenn die Beute in Sicherheit gebracht war, erbarmslos mit Mann und Maus versenkte.

Die Piraten von heute sind nicht mehr die wilden Draufgänger, die sich wie Raubtiere auf das schwächere Bild stürzen, sondern weisheitliche und mit System arbeitende Angestellte von eigens zu diesem Zweck gegründeten Kongernen, die von chinesischen Unternehmern in der gleichen Form aufgebaut und geleitet werden, wie europäische Industrie- und Handelsbetriebe. Der Seeräubergesellschaft fällt nicht mehr im Lärm der Schlächt und im Pulverdampf der Schiffgeschütze, die sich Preisseiten in den Polkreislagen jagen und sich die Segel herunterzuschleichen suchen, der moderne Pirat geht auf leisen Sohlen und die Entscheidung um den Besitz des Raubgutes konzentriert sich auf Minuten atembekämpfender Spannung. Die chinesische Seeräuberei, die einzige, die von dem früher in allen Meeren blühenden Gewerbe noch übrig geblieben ist, ist heute ein bis in das kleinste Detail geregeltes kommerzielles Unternehmen. Sie besteht aus einer Reihe von Aktiengesellschaften, deren Kapital durch Verpfändung von Prospekten an Eingeweihte aufgebracht wird. Eine solche Gesellschaft nimmt erst die Wahl des Direktors vor, der sich lange und sorgfältig um die Auswahl seiner Mitarbeiter bemüht. Es ist nicht immer einfach, die Piraten, die Anführer und vor allem das Opfer aufzufahren.

Ist die Beute ausgespäht, dann beginnt erst die eigentliche Arbeit. Wintunter dauert es Monate, bis die Vorbereitungen getroffen sind. Für derartige Zwecke besteht eine besondere Spionagenorganisation, die von allen Unternehmern gemeinsam unterhalten wird, weil die Last der Spesen von einer einzelnen Gruppe nicht getragen werden kann. Ihre Agenten sind besonders zuverlässige, geschickte und mutige Menschen, die auf dem zur Beute ausersehenen Schiff oft fünfmal und noch mehr die Reise als Passagiere erster Klasse, als Matrosen, als Zwischendeckspassagiere machen, um die Gelegenheiten für den Ueberfall gründlich zu studieren. Ist das Terrain einmal rekonstruiert, dann kommt als nächste Arbeit die des Schmuggels der Waffen auf das Schiff, das attackiert werden soll. Das ist in Shanghai, Hongkong und Singapur wegen der scharfen Kontrolle der Wasserpolizei unmöglich, dagegen profitieren die Piraten meistens davon, daß in Fu-Tschu, Amoy und Suchow sich gewöhnlich Scharen von chinesischen Passagieren an Bord zu drängen pflegen, deren Leibes- und Gepäcksvisitation sehr schwer ist.

Die Seeräubergesellschaft in den chinesischen Gewässern ist so groß, daß sämtliche Schiffe für alle Eventualitäten gerüstet sind; die Offiziere tragen geladene Revolver am Gürtel, an allen Ausgängen stehen schwerbewaffnete Sichts und Anamiten Tag und Nacht auf Posten und starke Eisen-

gitter, die durch automatische Vorrichtungen innerhalb von Sekunden herabgelassen werden können, dienen dazu im Augenblick von Gefahr, die Kommandobrücke von den Passagierräumen zu isolieren. Der Zeitpunkt eines Ueberfalls wird mit großem Raffinement gewählt. Meistens flamm, wenn die Passagiere der ersten Klasse in Gesellschaft der unbewaffneten Offiziere beim Dinner sitzen, an einem der Tische ein Streichholz aufscheindbar zum Anzünden einer Verdauungszigarette bestimmt. Wie durch Zauber Schlag fällt sich der Salon mit geheimnisvollen Gestalten, der gefährdete Ruf „Hände hoch“ ertönt, die gemüthliche Fischgesellschaft wird systematisch ausgeplündert und in die Kabinen abgeschoben. Ist der erste Handstreich einmal geglückt, dann bleibt den Wachen und der Besatzung nichts anderes übrig als Kapitulation. In einem solchen Fall wird die Schutzgarde entwaffnet, die Kommandobrücke und der Posten für drahtlose Telegraphie besetzt und der Kapitän erhält die Order: „Rush nach der Bai von Bias oder den Tod.“ Sofort nach gelungenem Ueberfall geht das Leben an Bord äußerlich seinen gewohnten Gang weiter. Nur die Navigationslichter sind gelöscht und in tiefstem Dunkel bringt ein zu diesem Zweck an Bord gelommener Lohse die Brise nach der Sucht von Bias, dem berüchtigten Schlupfwinkel aller chinesischen Seeräuber. Ein vorüberfahrendes Schiff bemerkt in diesem Winkel, der im ganzen Fernen Osten den gleichen Ruf genießt, wie die Schiffsdröteninseln der westindischen Südländers, nicht als am Ufer einige chinesische Dörfer und auf dem Wasser einige Sampans, deren Besatzung zu fischen scheint, aber in Wirklichkeit die Bedekten der Panden sind. Gewöhnlich legt ein Venter-schiff in der Morgendämmerung an. Sofort wird das nächtliche Ufer lebendig und eine Flut finstler aufsehender Gestalten überschüttet das Fahrzeug, um es gründlich auszuräumen. Zunächst erfolgt die Züchtung der Passagiere. Erwachsene, über deren Vermögensverhältnisse meistens genaue Informationen bestehen, werden in die Schlafkabinen auf den benachbarten Bergen geschleppt, wo sie bis zur Hinterlegung eines Lösegeldes gehalten werden und häufig durch Hunger, Kälte und schlechte Behandlung elend umkommen. Dem gelaperten Schiff werden nicht einmal Exzantien und Chronometer gelassen und es schleppt sich mühselig auf die Fahrt nach Hongkong oder Shanghai, wo die Polizei abschließend den Fall zur Kenntnis nimmt und der Zeitungsliese eine durch häufige Wiederholungen nicht einmal mehr sehr aufregende Extrablattnotifikation genießt. Nicht immer vollzieht sich ein solcher Handstreich glatt und ohne Zwischenfall. Wintunter töten die Piraten die Wachen, Offiziere oder Reisende, die Widerstand zu leisten wagen. Wintunter kommt es auch vor, daß sie selbst den Ruderern ziehen und überwältigt werden, dann baumeln sie wenige Stunden nach der Ankunft des Schiffes im Hafen an chinesischen oder englischen Galgen. Trotz der hohen Spesen und des großen Risikos ist diese Art von Piraterie nicht immer ein lukratives Geschäft. Gelegentlich gelingt es wohl, Summen von 100.000 Dollar und mehr auf einen Schlag zu schnappen, zuweilen ist die Beute jedoch geringer als die Spesen des Unternehmens.

Der Seeräuberschatzen an der chinesischen Küste und auf den chinesischen Flüssen wird so lange anhalten, wie die chinesischen Behörden den Umständen gegenüber ihr östliches Pflöge bewahren. So eifrig englische Unterseeboote und Torpedobootzerstörer auf der Piratenjagd sind und auf diese Weise wenigstens das Risiko der Unternehmung schon bedeutend gesteigert haben, das Räuberwelen wird erst dann den Todesstoß er-

VERLANGT UEBERALL



halten, wenn die Lokalbehörden stark genug sein werden, die einzelnen Räuberheften aufzuspüren und sie von Grund auf auszuräumen.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Prager Produktenbörse. (Offizieller Bericht vom 28. Jänner.) Zu Beginn der heutigen Börse herrschte am Getreidemarkte Nachfrage nach Qualitätsweizen und obwohl um 2-3 K höhere Preise gezahlt wurden, blieben die Notierungen im offiziellen Kursblatt unverändert. Roggen, welcher angeboten wurde, gab um 1 K nach. Gerste tendierte freundlicher und vermochte sich in den einzelnen Sorten um 1-2 K zu befestigen. Der Weizenmarkt verzeichnete keine Veränderungen, obwohl auch hier in Weizenmehlen besserer Qualität eine bessere Stimmung vorherrschend war. Zu Bränderungen kam es noch am Kleckamenmarkt, wo der Rückgang bis 20 K betrug. In Futtermitteln war die Stimmung schwächer und die Preisrückgänge bewegten sich in Grenzen von 2-4 K. Nur amerikanisches Fett konnte sich etwas befestigen. Auf den übrigen Gebieten kam es zu keinen Preisveränderungen. Die heutige Produktenbörse war gut besucht. — Es notierten in K: Rotweizen böhm., 80-82 Kq. 185 bis 190, gelber Weizen böhm., 78-79 Kq. 176 bis 180, 75-77 Kq. 167-170, slow. Weizen, 78-80 Kq. 167-169, Roggen böhm., 68-71 Kq. 114-117, Gerste Ia 131-135, mittlere Gerste 127-130, Futtergerste 98-100, Hafer böhm. 106-108, Futtermais jugoslaw. 83-84, rum. Futtermais kleinformatig 90-92, Weizengrieß 311-323, Weizenmehl OHN doppelgriffig 293-303, Weizenbrotmehl Nr. 4 160-168, Futterweizenmehl Nr. 8 112-115, 117, Roggenmehl 0-1 207-215, I. 187-195, II. 142-152, Roggenfuttermehl 112-114, ungar. Grobmehl, Bratislava 330-340, kanadisches Wehl 368-375, Reis Burma II., Teifchen 290-270, Moulmain, Teifchen 330-350, Hirse 265-275, Graupen Nr. 10-6 205-230, Erbsen grün 260 bis 300, gelb 170-200, Viktoria 260-300, Linsen 650-700, Weißbohnen 350-400, Senf 320-350, böhm. Mohr blau 660-700, Mohr silbergrau 850 bis 900, Kammeln böhm. 650-670, holländ. 700 bis 720, Weizenkleie 78-80, Roggenkleie 78-80, Senf böhm., fauer, ungepreßt, Prag 67-71, süß, ungepreßt, Prag 77-81, fauer, gepreßt, Prag 68-73, süß, gepreßt, Prag 79-83, Roggenstroh in Bündeln ungepreßt 43-45, Futterstroh gepreßt 35-37, ungepreßt 34-36, amer. Fett, Teifchen 1165-1180.

Der Liliputaner Herkules Hinz.

Wissen Sie eigentlich, daß Liliputaner gehandelt werden? Noch heute gibt es Agenten, die durch die Welt streifen und kleine, allzu kleine Menschen suchen. Herkules Hinz hatte infolgedessen Glück, als der Mann, der bei seinen armen Eltern vor sprach, kein Agent, sondern ein seiner Herr war. Was schon aus seinem Pelz hervorging, Signor Vertico erwiderte alle Formalitäten bei den damals noch etwas nachsichtigeren Behörden, bestänfigte die Tränen der Mutter mit einem weiteren Hundertmarkstein und gab nun, dem Gesche nach, als der Vater des kleinen Herkules, stellt sich dem verschüchterten Kerlchen aber als Onkel Pedro vor. Mit diesem seinem kleinen Onkel Pedro fuhr der Kleine, plötzlich in lange Hosen gesteckte Mann direkt nach Rom, auf welchen Postern und in bequemen Schlafwagenbetten, durch die herrliche Welt, die hinter dem Bende Tirol schon goldene Töne bekam.

Herkules gab sein Weinen, wie voranzusehen, auf. Allmählich interessierte ihn sogar der „Mama“ schreiende Teddybär als erstes Angebinde seines Adoptivvaters, und als sie am Bahnhofsausgang von einer vornehmen Dame in leibendem Mantel erwartet wurden, gingen ihm fast die Augen über. Das geschah denn noch öfter — wir wollen darüber nicht viel sagen. Jedemfalls hatte Signor Vertico den Kleinen nach vierzehn Tagen so weit, daß Herkules auf einer Bühne niedliche Athletensprünge stemmte, sich verbeugte und selbst in die Hände klatschte, damit das Publikum vor ihm es auch tat. Und wie geschah das? Signor Vertico war heilfroh, denn seine Truppe hatte kein Engagement finden können, seitdem der kleine Boy aus Bern zum Teufel, pardon, zum lieben Gott gegangen war. Die Liliputaner erschienen dem Publikum reichlich groß, und brauchte einen Star — und als ihr Wauwau in Hamburg mit einem Zirkus verhandelte, war ihm in der Vertikale der kleine Herkules über den Weg gelassen. Ein Junge von elf Jah-

ren, der schon alle Anzeichen des geborenen Liliputaners trug, den zu starken Kopf und die seltenen Schultern — und mit elf Jahren, man denke, so klein!

Herkules Hinz war der Armutsentronnen. Es erschien ihm zuweilen herrlich, in einem Restaurant auf drei Adressbüchern zu sitzen und wie ein großer Herr vom Kellner bedient zu werden. Es erschien ihm märchenhaft, Ladenschuhe und Anzüge zu tragen, die extra für ihn gemacht wurden und das Schöne waren, was es gab. Er hatte Spielsachen, er hatte Bücher, sogar deutsche, die er lesen konnte, aber der halbe Tag gehörte der Arbeit, und die schmeckt einem Jungen, der gewohnt ist, herumzutrotzeln, nicht. Schnell begriff er die Tragik seines Daseins. Wo immer er erschien, wie er sich auch als letzter der Kompanie kleiner Leute gebärdete, wie er auch von Frauen verhäßelt wurde, die kaum einen Kopf größer waren als er und dennoch die richtige Damen taten, dies ein Wort verfolgte ihn: „Gott, wie niedlich — ach, wie klein — das arme Wurm!“ Durch alle Jahre und durch alle Länder hängte sich ihm dieser Ausruf an, und er mochte im Anfang gebietet haben: „Lieber Gott, laß mich doch noch ein großer Mann werden!“ Er mochte Nächte geweint und Tage im Winkel gefesselt haben. Doch eines Tages — und da war er schon achtzehneinhalb Jahre alt — begriff er, daß er immer ein Liliputaner bleiben werde, wie die Menschen, mit denen er sein Brot und seine Arbeit und seine Freude teilte.

Ihn verfolgten Selbstmordideen. Signor Vertico war ein Mann mit Erfahrungen, und der ließ seine Leute, wenn ihre „Stunden“ kamen — wie er es nannte — nicht aus den Augen. Sie hatten so alle diese Anfälle Man müßte dann nie scheitern, sie scheinbar nicht beachten und beim leistung Anzeichen einer Geistesverwirrung hart rumpeln. Es gelang ihm, auch dem kleinen Herkules Hinz, seinem Fumel, dreizehnstägig Reitmeter groß und neunzehn Jahre alt, das Reitmesser wegzunehmen, auf das er traumverloren

starrte — damals waren sie in New York, und das riesige Gebäude dieser Stadt vernichtete das Herz unseres Herkules bis nahezu auf den letzten Rest. Er sah auf einem Koffer in der Garderobe, wollte nicht aufstehen und wimmerte vor sich hin: „Lieber Gott, alles ist so groß, und ich, ich bin so klein!“ Hinter ihm stand Signor Vertico und fürchtete sich. In fünf Minuten mußte Herkules auf der Bühne erscheinen; sonst war die ganze Vorstellung verflucht; und einen schmerzlichen Liliputaner zwingen — nein, nein, dann gab es ein Unglück auf der Bühne!

Der von Vertules zitierte liebe Gott hatte ein Einsehen — zunächst nur mit Signor Vertico. Zwar fandte er keinen Engel, aber doch etwas gan; Aetherisches, „Little short“, wie sie sich nannte, die seit fünf Tagen engagierete Sängerin aus Milwaukee. Sie war verhältnismäßig groß, aber ihre Stimme taugte was, da sie nicht gerade piepste. „Little short“ schmückte sich, drehte sich um und setzte sich neben den Weinenden — nein Wimmernden, denn Tränen konnten seine Augen nicht mehr. „Darling, little Darling“, konnte sie nur sagen, strich mit ihrer Hand über sein Haar, seine Augen, schlang den Arm um seinen Hals — und Herkules erholte sich zusehends. Er muß wohl in diesem Augenblick zum Manne geworden sein. Jedemfalls hißte er ihre Hand, trat auf und wurde mehr als je beklatscht. Und die Blumen, die Vertico vorzüglich bestellt hatte, brachte der Kleine Hinz noch am gleichen Abend, als alles schon am Ausgang stand, heimlich in die Garderobe von „Little short“.

Mit dem Erfolge, daß noch zwei Jahre in Southampton die Deirat stattfand, nach abermals zwei Jahren „Little short“ in eine Klinik verbracht werden mußte, um einem Kinde des Lebens zu schenken — und ihres dafür zu geben. Der Knabe wog nahezu vier Pfund, den sie unter Qualen zur Welt brachte. Er lebte wirklich, und das ist das Erstaunliche. Nummervoll, schmal und müde fuhr Herkules weiter durch die Welt, alle Funktionen einer Mutter erfüllend, und nie

zu bewegen, den Knaben einer Pflegemutter zu geben, außer für die Stunden seiner Arbeit. Damals, in New York, muß der liebe Gott wohl doch ein Einsehen mit dem Haberduden gehabt haben. Er versuchte jetzt wenigstens, das erste Unrecht gutzumachen: der Knabe wuchs und gedieh; er lief mit einem Jahre; vier Jahre alt, purzelte er drollig über die Bühnen — und mit zehn Jahren war er, gegen seinen Vater, nahezu ein Mann! Er wurde, zum glücklichen Staunen der ganzen Truppe, auch wirklich einer. Er wuchs ihnen allen über den Kopf. Während Signor Vertico kinderlos alterte und die schöne Frau von einst längst zu Grabe getragen hatte, konnte Bobby, der Adoptivknabe, ihn schon bei Verhandlungen als kaum erwachsener vertreten, führte seine Bücher und die Korrespondenz in allen Sprachen, die die Truppe sprach und kommandierte seinen Vater, als sei er sein Sohn. Ein König war geboren, und ihm dienten alle in abgöttischer Liebe. Er konnte launisch und groß sein; er konnte sie in die entferntesten Weltgegenden engagieren lassen — sie folgten ihm.

Signor Vertico hinterließ ein großes Vermögen mit der Bestimmung, eine Stadt der Zwergge zu gründen, in der sie alle ausgebildet und erzogen, ja, wie Kinder aufgenommen werden sollten, und er mochte Mister Bob zu seinem Sozialwalter und die Mitglieder seiner nun auch schon grauhaarig werdenden Truppe zu Leitern der notwendigen Ressorts dieser Stadt, zu Lehrern und Baumeistern, zu Schriftführern und Beratern. Die Liliput-Stadt wurde nach seinem Wunsch gebaut. Bob gründete sie und stellte eine neue Truppe zusammen, mit der er die ganze Welt entzückte, und sein Vater sitzt heute in einem niedlichen Rathhaus auf der Vergnügungsbühne Coney Island in Amerika als oberster Stadtwater der Liliputaner, verehrt und geschätzt und immer wieder auf den Sitz des Vertrauens seiner Mitbürger gewählt. Walter Anatole Vertich.

An unsere Postzieher.

Der heutigen Nummer liegt ein Erlagschein zur Bezahlung der Bezugsgebühr bei. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß die Einzahlung unter demselben Namen geleistet werden muß, unter welchem der Versand der Zeitungen erfolgt. Die Bezugsgebühr ist am Kopf des Blattes ersichtlich und ist stets im Vorhinein zu entrichten. Der Abonnementsbetrag muß spätestens bis 12. eines jeden Monats in unserem Briefschloß; wir ersuchen Sie, dies zu berücksichtigen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Die Verwaltung.

Sport * Spiel * Körperpflege

Arbeiter-Schau-springen auf dem Semmering.

Ein glänzender Erfolg trotz Heimwehr-Lumperei. Der Wiener Arbeiter-Turnverein veranstaltete am Sonntag zum erstenmal auf der Raststein-schanze auf dem Semmering ein Schau-springen. Arbeiter-sportler auf dem Semmering, sagte die Heimwehr, und wollte beim Ver-läuter der Schanze, dem österreichischen Winter-sportklub, ein Verbot der Veranstaltung erteilen. Sie holte sich die erwartete Abfuhr. Nun, meinten die feinen Herrschaften, geht es nicht auf diese, so auf eine andere, nicht minder wirksame Weise. In der Nacht von Samstag auf Sonntag gruben einige ihrer Gefolgsmänner die Aufsprunglöcher auf, schlep-peten Massen von Schnee weg, streuten Viehholz in die Löcher und wählten große Felsblöcke auf die An- und Auslaufbahn. Die Lumpen wählten nun, die Veranstaltung bereitet zu haben. Sie täusch-ten sich aber gewaltig. Die Arbeiter-springer, tat-käftigst unterstützt von der empörten Bevöl-kerung, setzten die Schanze innerhalb dreier Stunden wieder in Stand; der Zustand der Anlage war schließlich weit besser als tags zuvor. Der Heimwehr, gegen die natürlich die Strafanzeige er-stattet wurde, ist also ihr Vubenstreich glatt dane-bengegangen.

Die Veranstaltung selbst verlief glänzend. Un-gefähr 500 Menschen wohnten dem Springen bei. Das internationale Publikum, das bisher nur die bürgerlichen Sportler in Tätigkeit gesehen hat, war über die famosen Leistungen der Arbeiter-springer geradezu verbüffelt. Einen Sprung von 51 Meter hatte es jedenfalls bei den Meisterschaften der Bür-gerlichen nicht gesehen. Die Wiener Turner stießen auf gewaltige Gegner. Der Semmeringer Hand-ler zeigte meisterhaftes Können, während der Bi-schofschöfener Wagner eine bewundernswürdige Kühnheit an den Tag legte. Die schönste Haltung von allen — 28 Springer waren erschienen — trug der Würzzuschlager Feul zur Schau, der auch am sichersten auffrang. Erster wurde Handel (Sem-mering) mit 43,5, 45 und 51 Meter, Zweiter Wag-ner (Bischofschöfen) mit 38, 46, 50 Meter und Feul (Würzzuschlag) mit 39, 40 und 44 Meter, Dritter, als erster Wiener, Snapp (W.M.) mit 40, 40 und 48 Meter.

Wiener Arbeiterfußball. St. Veit Gaswerk geg. Aufsdorf 2:0 (2:0), St. Veit wurde nun doch vor-Neutral mit dem knappen Vorsprung von einem Punkt Jahresmeister 1929 in der zweiten Klasse; Auto gegen Öde 3:2 (1:1), Floridsdorfer Rasen-spieler gegen Gaswerk-Simmering 6:2 (3:1), Favoritner M.C. Humanitas geg. Union 1:0 (1:0), Spang gegen S.P. Aggersdorf 3:0 (0:0), Post-gewerkschaft gegen Döbling 2:1 (0:1), Döbling geg. Zentral 3:2 (2:0), Donau gegen Brigittenau

tomb 2:1 (2:1), Helfort gegen Weidling 0:0, E-Merk gegen Simmering 4:2 (2:0).

Eishockeyspiele der Wiener Arbeitersportler. Zentralverein gegen Straßenbahn 3:3 (1:0, 1:0, 1:3), Brigittenau gegen Wieden 1:1 (0:1, 0:0, 1:0), Straßenbahn gegen Arbeiterbildungsverein 7:0 (3:0, 2:0, 2:0), Arbeiterbildungsverein geg. Wieden 1:0 (0:0, 0:0, 1:0).

Der lästige Skandal. Wohl der korrupter-este aller bürgerlichen Sports ist das Kunst-eislaufen. Es vergeht kein Jahr, in dem sich nicht die Macher dieses Sports gegenseitig ihre Korruption beschuldigen würden. In der Regel gehen die Skandale von Oesterreich aus, dessen Ver-treter Niederlagen nicht ertragen können, ohne in ein wüstes Heulen und Schimpfen auszubrechen. So war es schon mit der Wienerin Herma Jaro-zykova, so war es voriges Jahr und so ist es auch heuer mit dem gewiß vorzüglichen Wiener Schä-fer, der die Entscheidung des Preisrichters in der Europameisterschaft — die bekanntlich in der Tscheco-slowakei stattfand (Lilwa, Prag, wurde Europa-meister) — auch wenn jenes, was wahrscheinlich ist, wirklich ungerührt genügt haben sollte, jedenfalls würdevoller und mannhafter hingenommen hat als die deutsche bürgerliche Sportpresse, deren Gebaren noch weit skandalöser ist, als es die parteilichste Entscheidung der Preisrichter sein könnte. Wie sich der internationale Sport der Bourgeoisie in Wahr-heit als eine internationale Kauferei und Hegelei herausstellt — nirgends zeigte es sich deutlicher als bei diesen markt-freierischen Europameisterschaften und Weltmeisterschaften des Eises.

Kunst und Wissen.

Rebba! dirigiert moderne tschechische Musik. Das VII. Konzert des Radiojournals (tschechische Philharmonie) hat Rebba! wieder einmal als hem-mungslosen Musikanten gezeigt, der sich auch in der Moderne auskennt. Dvaks I. Symphonie hat viel romantische Melodien (entstanden 1915), ja Ueberfluß an schönen Einfällen, die ermüden müssen. Rebba! dirigierte in seiner ursprünglichen Art, voll Freude an jedem schönen Thema und verlor so trotz großer musikalischer Leistung oft den gedanklichen Faden. Richards Violinkonzert wurde von Franz Daniel, dem Konzertmeister des Radiojournals, mit viel Verständnis für den oft komplizierten Aufbau vorgetragen, namentlich seine Technik war brillant. Maršalls im Jahre 1929 umgearbeitetes Scherzo ist ebenso wie die beiden oben genannten Werke getragen von düsterer Melo-dik, die nur selten freudige Rhythmen aufkommen läßt. Auch hier ging Meister Rebba! mit seinem Temperament oft durch und ließ manche Forder-ung nach detaillierter Ausführung unbedeutend. Tro-dem ist über dieser begeisterten Musikant die zahl-reichen Zuhörer zu begeisterten Ovationen hin-für, die auch die anwesenden Komponisten Dvák und Rihly danken konnten. W. S.

Mag Lorenz, Tenor der Dresdener Staatsoper, wird am 9. Feber als Rhodames in „Aida“ im Neuen Deutschen Theater gastieren.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Mittwoch (99-5), 7 1/2 Uhr: „Eugen Onegin“. Donnerstag (100-4), 7 1/2 Uhr: „Marrietta“. Freitag (101-1), 7 1/2 Uhr: „Hochzeit in Hollywood“. Samstag (102-2), 6 Uhr: „Die Meisterfinger von Nürnberg“. Sonntag, 2 1/2 Uhr: „Die Sachertorte“; 7 Uhr (100-3): „Der Orlov“. Montag (104-4), 7 1/2 Uhr: „Die toten Augen“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Mittwoch: (Banbeamten II): „Die heilige Flamme“. Donnerstag: „Die Sachertorte“. Freitag: „Frau Vidal hat einen Geliebten“. Samstag: „Frau Vidal hat einen Ge-liebten“. Sonntag, 3 Uhr: „Meine Liebe, dumme Mama“; 7 1/2 Uhr: „Frau Vidal hat einen Geliebten“. Montag (Ban-beamten I): „Die Sachertorte“.

Aus der Partei.

Sektion der sozialdemokratischen Banbeamten. Mittwoch, den 29. Jänner 1930 um 20 Uhr in der Refekation des Gewerkschaftshauses in Prag, Per-sönliche, wichtige Sitzung, zu der das Erscheinen der Mitglieder erbeten wird.

Bereinsnachrichten.

Allgemeiner Angestelltenverband, Ortsgruppe Prag. Dienstag, den 4. Feber, 8 Uhr abends, im „Goldenen Kreuzel“ in Prag II, Refekation, Mo-natsversammlung mit Vortrag über Angestellten-kammer.

Der Film.

Menschenarsenal.

Ein neuer Ruffenfilm.

Der russische Film „Menschenarsenal“ wurde von Alexander Room nach einer Novelle von Henri Barbusse gedreht. Das „Menschenar-senal“ ist ein riesiges amerikanisches Gefängnis, ein unheimlicher Kraus von Käfigen, in denen die Arbeiter einer großen Zuckergesellschaft gefan-gengehalten werden, weil sie sich gegen das Diktat der Gesellschaft aufzulehnen wagten. Eine Be-stimmung dieses monumentalen Menschenzoo's ge-währt nun jedem Sträfling nach zehnjähriger Haft einen freien Tag, einen Tag bei seiner Familie. Diesen Tag benützt die Gefängnisleitung, um Sträflinge, die sich gegen den menschenwürdigen Strafvollzug auflehnen, beiseite zu schaffen. Man reizt die Gefangenen zur Flucht und schießt sie nieder. Nach einer großen Zuckerausbeute, die im Wasser ertränkt wurde, soll wieder ein Gefan-gener die Reise zu den Seinen antreten. Es soll die Reise in den Tod werden. Ein Polizeigant folgt ihm, will ihn erschlagen, gerät aber in einen Aufruhr der Arbeiter und kann sein Vorhaben nicht ausführen. Der Gefangene entflieht. Andre, neue Opfer der Zuckergesellschaft werden in das Menschenarsenal eingeliefert. Gewaltig ragen die Mauern, im schauerlichen Kreis der Kerker dreht sich der Beobachterstand des Gefängnisbeam-ten. Wasserhähne und Bajonette sind bereit, jede Auflehnung im Keime zu ersticken. Ueber dem Menschenarsenal liegt wieder die Ruhe des Grabes. Wann bricht die Revolte, die Revolution los, die alle Kerker sprengt?

Ein großes Thema, das Alexander Room zu gestalten unternommen. In einigen Szenen ist ihm diese Gestaltung auch gelungen. In den Szenen des Abschieds vom Kerker vor allem. Letzter Tag, letzte Nacht in den verhassten vier Wänden, mit denen der Sträfling fast verwachsen ist und von denen er sich kaum noch lösen kann. In den Szenen des Weges in die Welt: Papierfetzen flattern über die Straße, eine Blume wächst in einer Blouernische. Es gibt noch Leben und man war zehn Jahre lang von ihm abgeschlossen! Dann die Heimkehr in die alte Wohnung. Die Dinge, die so viele Jahre den Menschen umgeben hatten, stehen noch an ihrem alten Platz. Man hat sie tausendmal im Traum gesehen. Nun sieht man sie lebhaftig wieder. Hier klingen seelische Ak-torde auf, die den Zuschauer packen und mitreißen. Vielen ändern Szenen gelingt diese fesselnde Wir-kung nicht. Vor allem den expressionistisch gefor-mten Bilden im Kerker und dem Traum während der Flucht. Das sind filmästhetische Spielereien, die nirgendwo weniger am Platze sind als im Ruffenfilm. Auch mit dem Kurzschnitt, mit der überstürzten Schnelligkeit des Bildablaufes, treibt Room ziemlich unglücklich. Die Ausdrucksmittel, die die großen Ruffenregisseure geschaffen haben, lassen sich eben nicht ungefragt von den Kleineren nachahmen. Seine Frau sieht der Gefangene in dem Augenblick wieder, in dem er Waf-sen zum Kampfe gegen die Polizeiganten sucht.

Kinderfreunde, Achtung!

Der für Mittwoch, den 29. Jänner angekün-digte Kinder-Spielnachmittag ent-fällt. Der nächste Termin wird rechtzeitig be-kanntgegeben.

„Kinderfreunde“, Prag.

Mit Revolvern in der Hand kommt sie ihm ent-gegen. Ein Blick, dann reißt er sich los, eilt fort. Für Privates ist jetzt keine Zeit. Draußen wer-den die Genossen von der Polizei angegriffen. Draußen geht Wichtigeres vor als die Wieder-lebendfreude eines durch zehn Jahre getrennten Ehepaares.

Der Film spielt in Amerika. Amerikanisches Leben auch nur anzudeuten, fällt dem russischen Re-gisseur recht schwer. Die russischen Schauspieler wirken nicht amerikanisch, auch wenn sie geschickte Planchendrehen und Cowboyhüte tragen. Der Held ist alles andre eher als ein amerikanischer Arbeit-erthyp, er ist der russische intellektuelle Anarchist von 1880. Die beste Schauspielerleistung bietet M. Strauch, der Polizeigant, der gefräßige Spieker, der bei der Verfolgung des Gefangenen feilenmäßig Wunden pflückt. H. K.

Zweimal abgeblüht. Dem dunkelsten Teil Deutschlands, Bayern, ist die Berliner Filmzensur, der man wahrhaftig keine Weisheitslehre nachhaken kann, noch zu milde, und so strebt die bayerische Re-gierung des öfteren Zensurbote für Filme an, die die Berliner Zensur anstandslos freigegeben hat. Der Film „Geschicht in Fesseln“ der die Zensur-not der Gefangenen in taktvoller Form behandelt und der in fast allen Staaten Europas mit größtem Erfolg lief, war der bayerischen Regierung zu „un-sittlich“. Sie forderte daher von der Filmoberprü-fungsstelle in Berlin ein nachträgliches „Soll-verbote“ des Films für das ganze Deutsche Reich. Sie ist mit diesem Verlangen schmachlich durchge-fallen. Die Filmoberprüfstelle entschied, daß gar kein Anlaß vorhanden sei, den Film zu verbieten. Neben-her erging es den bayerischen Reaktionen mit einem Film über Ludwig den Zweiten. Sie be-haupteten, daß ein Film, der einen bayerischen König, der nun einmal irrtümlich war, auch als Dreijähriger darstellt, das „Ansehen Deutschlands herabsetze“. Auch diesmal sind die Bayern abge-blüht. Man fand in Berlin vernünftigerweise, daß in der sachlichen Darstellung eines historischen Fak-tums, und sei es auch des Wahnsinns eines Gottes-gnadenherrschers, keine Beschimpfung eines Staa-tes, und noch dazu einer Republik, liegen könnte, und daß es Privatsache der überlebenden Wittels-bacher sei, eine Ehrenbeleidigungsklage gegen den Film einzubringen, wenn sie der Meinung seien, daß der Film dem verstorbenen König unrecht tue. Die überreifen Reaktionen haben sich also doppelt blamiert.

Verleger: Siegfried Laub. Chefredakteur: Wilhelm Riecher. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag. Druck: Kosa & Co. für Zeitung und Buchdruck. Tag für den Druck verantwortlich: Otto P. o. v. Die Zeitungsmarktenstruktur wurde von der Volk- u. Zeitungs-Verwaltung mit Erl. Nr. 13.800/VII-1929 bewilligt.

Der Vertrauensmann
1121 678
Tribüne
Monatsschrift für Arbeiterpolitik und Arbeiterkultur.
Die „Tribüne“ unterrichtet den sozialistischen Ver-trauensmann über die aktuellen Probleme des internationalen Sozialismus, der Ökonomie und der Kulturpolitik.
Jahresbeitrag 4 Kk., vierjährlich 16 Kk., Einzelhefte 4 Kk. Bestellungen durch den Vertrauensmann, die Schriftleitstelle, Volks-Verschauung oder direkt durch die Verwaltung in Prag II, Nakazanka 14

Bücher für Sozialisten.

Neue Bildermappen von George Grosz

Wichtiger, revolutionärer noch als das ge-schriebene Wort kann das gezeichnete Bild wirken. In allen Zeiten revolutionärer Bewegungen war denn auch die Karikatur ein Mittel der Propa-ganda. Das Bild, treffend und von Künstlerhand gezeichnet, kann zur fürchtbaren Waffe werden. Das hat auch das deutsche Bürgertum erfahren, das seinen karikaturistischen Zeichner in George Grosz gefunden hat. Dieser deutsche Künstler kann als der Begründer einer neuen Schule der zeitgenössischen karikaturistischen Kunst angesehen werden, er hat viele Schüler und Nachahmer ge-funden, aber keiner versteht es so wie er, in seinen Bildern den Gegenstand seiner Darstellung mit Nutzigem Hohn zu überschütten, Hohn und Ver-achtung gegen ihn zu wecken. Es ist besonders der deutsche Spieker, den er, oft mit wenigen, schein-bar unbedeutenden Strichen, in seinen Eigenschaften, seinen Lebensauffassungen karikiert, ihm sein ver-zerrtes und doch wahres Spiegelbild vorhält. Der Wahnsinn der Zeit, das schreckliche Unrecht der sozialen Gegensätze, die Ausbeutung der Armen, das Leben der Entschieden und das Leben der Satten und Prasser, dies alles findet in George Grosz seinen Zeichner, der schonungslos, erbarmungslos mit seinem Zeichenstift den Kampf gegen die kap-talistische Gesellschaftsordnung und ihre Nutznieher führt.

Im Malik-Verlag, Berlin, sind soeben zwei neue Bildermappen des Künstlers erschienen: „Die Gezeichneten“, 60 Bilder aus fünfzehn

Jahren, und „Das neue Gesicht der herr-schenden Klasse“, 60 Bilder. Preis kart. je 4 Mk., Leinen 6 Mk. Es sind nicht durchwegs neue Bilder, die in diesen Mappen vereinigt er-scheinen, es sind auch viele bekannte darunter und man darf sagen: berühmte. Die Zeichnung „Aus eigener Kraft“ zeigt einen typischen Emporkömmling und gewissenlosen Ausbeuter, der mit dem Daumen in der Westentasche grinzend zusieht, wie im Fabrik-hofe Arbeiter schustern. Die Gesichter „Chrennam“, „Hanshert“, „s'richt nach Pöbel“, „Beißtriden“ sind Typen, die man nie wieder vergißt. Bluttiger Hohn ist die Illustration zu einem Rille-Wort: „Armut ist ein großer Glanz von innen“. Das Bild „Gottes sicherer Segen ruht auf uns“ zeigt eine reiche Spiekerfamilie um den Weihnachts-baum versammelt. Das Liebesleben des deutschen Spiekbürgers wird in „Seitensprung“ und „Früh-lingserwachen“ veranschaulicht, der Erinnerung an die „große Zeit“ gelten die Bilder „Die Gesund-beter“, „Durchhalten!“, „Rein schöner Tod“, „Der weiße General“. Aus dem Bande „Das neue Gesicht der herrschenden Klasse“ seien die Bilder „Numerus clausus“, „Kolga, Wolga“, „Ich will von Politik nichts wissen“, „Zogen der Arbeit“, „An heiliger Stätte“ herbeigeholt. Es ist die Fäulnis der Zeit, die aus diesen Büchern hervortritt. Der zweite Band wird in seinem Werte erheblich durch die Einfügung von Bildern, die auf den proletari-schen Bruderkampf gehäufig Bezug nehmen. r.

„Fünf Finger über Dix.“ Bekenntnisse eines Menschen in der Zeit. Von Armin L. Wegner. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. In Leinen 9 Mk. In vielen Büchern hat uns Wegner Menschenschicksale dichterisch gestaltet schauen lassen,

man hat er ein Reife- und Erlebnisbuch geschrieben, ein Buch mit Tagebuchaufzeichnungen und Briefen über eine russische Reise, die er im Jahre 1927 unternahm, das „Land seiner Sehnsucht mit der Seele suchend“. Wie werde ich dieses Land finden, fragt er sich vor Antritt der Reise, zu der seine Gedanken seit Jahren immer zurückkehrten. Wegner ist Sozialdemokrat, von jener Spielart, wie viele andere Dichter und sonstige Intellektuelle, die sich ihren Sozialismus nach eigenem Bedürfnis zu-rechtformen. In Moskau kommt er am Vorabend der zehnjährigen Feier der Revolution an — man muß gestehen, seine Gastgeber haben den Zeitpunkt gut gewählt: „Ganz Moskau trägt eine rote Krone“. Auf zahlreichen Bannern leuchten die Aufschriften: „Hände weg von der Sowjetunion, der Festung des sozialistischen Fortschritts!“ Auf gute Regie ver-stehen sich bekanntlich die Sowjetmachthaber und am Jahrestag der bolschewistischen Revolution sieht der Dichter berauscht und hingerissen dem Vorbol-marsch des Juges der anderthalb Millionen zu. Bald lösen allerdings andere Eindrücke und Er-lebnisse diese ersten ab: „Mitten in dem Kauf der Freude, der gewaltigen Tatkraft dieser Stadt kommt es über einen wie eine Wolke der Ab-kühlung“, das schreibt Wegner schon am 9. Novem-ber in sein Tagebuch, da der Feststempel noch nicht verfangen ist. Er sieht in den Straßen die „finsternen Nachtweisen bekümmert Menschen-gesichter“, erfährt, wie die Schritte jedes Menschen von Spionen überwacht werden und Wächtern be-gleitet sich in ihm zu erheben: „Man erwacht wie aus einem Traum und fragt sich einen Augenblick: welches fürchtbare Leben steht noch da-hinter, das wir nicht sehen?“ Er macht bald die Erfahrung, daß es „zwei verschiedene

Rußland“ gibt. Kaum kann er es glauben, was ihm Freunde erzählen: Allein im Sommer 1927 fanden nach dem Attentatsversuch auf der russischen Gesandtschaft in London fünfzehntausend Verhaftungen statt; viele Hunderte hat man nach Sibiris geschickt. Beruht dies auf Wahrheit? Dann verfallt er nach dem Besuche einer Vor-stellung im „Theater der Revolution“ in die entzogen-gestehete Stimmung. Nach einem Besuch bei Tschis-cherin, der das Haus des früheren Zucker-königs von Moskau bewohnt, im-mitten zwischen Alabasterfäden, Sanftvorhängen, Goldvasen, gotisch geschnittenen Türen, Prunk, daß eine auserlesene Gesellschaft aus allen Ländern, vermerkt er in das Tagebuch: „Kaviar, Fleischpasteten, Mayonaisen und Fische, Weine, Torten und Wodka, zu wahren Kunstwerken aufgebaut; und alles in Massen, Massen. Welch ein Land der Widersprüche! Der Leib möchte sich einem in Krämpfen winden, wenn man an die Millionen verwahtloser Armen denkt.“ Bald läßt sich der Dichter wieder von der „orkanhaften Macht der Idee“ mitreißen, die nach seinen Eindrücken in den russischen Massen lebt. Immerhin bemerkt er, daß er in einem staatskapitalistischen und nicht in einem Lande überbällischer, kommunistischer Frei-heit sich befindet, daß in den Betrieben genau wie weiter westwärts Leberfranken gemacht, Stückchöne gegahnt werden, während es auf der anderen Seite Massen von Arbeitlosen gibt. Die Schilderungen Wegners, so ergänzungsbodürftig sie mitunter sein mögen, sind jedenfalls von ungeheurer Gewalt. Man könnte das Buch betiteln: „Rußland von einem Dichter gesehen“. Es ist trotz allem ein hochinteressantes und äußerst lesenswertes Buch. r.